

geringfügig gekürztes Kapitel mit angepasster Literaturliste aus:
Frigga Haug, Vorlesungen zur Einführung in die Erinnerungsarbeit, Hamburg 1999

Erinnerungsarbeit – ein Leitfaden zur Methode

Wenngleich mit unterschiedlichen Begriffen und von verschiedenen Standpunkten, handeln die meisten von uns von Macht, Herrschaft, Hegemonie, Ungleichheit und den diskursiven Praxen ihrer Inszenierung, ihrer Geheimhaltung, ihrer Legitimierung und Reproduktion. Und viele von uns interessieren sich für die subtilen Mittel, mit denen der Text und die Rede auf der einen Seite den Verstand leiten und Zustimmung herstellen, auf der anderen Widerstand und Infragestellung artikulieren und erhalten.

van Dijk

[...]

Das Kollektiv

Erinnerungsarbeit ist eine kollektive Forschungsmethode und eine, die eingreifen will, einen emanzipatorischen Anspruch hat. Insofern wäre es richtig, mit einem Abschnitt über das Kollektiv zu beginnen. Ein solcher Beginn stößt dabei auf die Schwierigkeit, dass alle Begründungen selbst wiederum die Darstellung der einzelnen Arbeitsschritte voraussetzen, um überhaupt verständlich zu sein. Die sinnfällige Erklärung erfolgt also dort. Hier begnüge ich mich mit einigen allgemeinen Sätzen. Die Arbeit mit Erinnerungen braucht ein Kollektiv, eine Gruppe, da anders weder der herrschende gesunde Menschenverstand als solcher, noch die kritische Widerrede, noch der Konsens in der Argumentation, noch gegenläufige Erfahrungen und auch nicht die notwendige Phantasie mobilisiert werden könnten. Obwohl die Methode auf das Individuum setzt und eine entfaltete Individualentwicklung voraussetzt, überschreitet sie die Eingeschlossenheit der isolierten Einzelnen in Richtung auf eine Assoziation von Forschenden. Das macht die Methode zugleich widerständig und gegen den Zeitgeist gerichtet, als auch zukünftig. Es liegt auf der Hand, dass sie innerhalb der Frauenbewegung auf einen sehr fruchtbaren Boden fiel, ja, dass es nachvollziehbar ist, anzunehmen, dass mit dem langsamen Niedergang dieser Bewegung auch die Zeit einer kollektiven Forschungsweise vorbei sei. Tatsächlich aber sprechen meine Erfahrungen mit der Methode und ihrem Einsatz dagegen. Vielleicht sind die Gruppen, die sich in dieser Weise zusammenfinden, nicht von so langer Dauer wie zuvor, wo etwa das Projekt über Angst mehr als 4 Jahre zusammenblieb, vielleicht haben sich die Hoffnungen von der Vorstellung, man könne gemeinsam etwas Wichtiges herausfinden über den Zusammenhang dieser Gesellschaft und der eigenen Mitwirkung darin, verschoben zu der etwas kurzlebigeren Vorstellung, man könne sofort für sich selbst einen Nutzen davon haben. Sicher ist jedenfalls, dass sich immer wieder Frauen zusammenfinden, die gemeinsam über ein Thema unter Einschluss ihrer Erfahrungen zu arbeiten beginnen, und dass dieser Zusammenschluss dann zumeist ausreicht, auch weitere Projekte kollektiv aufzunehmen.

Die Forschungsfrage

Erinnerungsarbeit ist Textarbeit, insofern ist sie nicht einfach Selbsterfahrung, mit der sie in Auseinandersetzung u.a. entstand, sondern in der Arbeit mit solcher Erfahrung nützlich als Forschungsmethode. Die erste Voraussetzung für ein praktisches Projekt ist eine klare Forschungsfrage, die das Feld eröffnet und umgrenzt. Sie sollte zugleich alle in der Forschungsgruppe zumindest interessieren, ihnen noch besser auf den Nägeln brennen, so dass in der Motivation eine erste Gemeinsamkeit als Voraussetzung eines Arbeitskollektivs gegeben ist. Man kann dieses gemeinsame Thema diskutieren, nachdem sich die Gruppe ganz allgemein zum Zweck von Erinnerungsarbeit gefunden hat oder man kann ein Thema ausschreiben, zu dem sich die Teilnehmerinnen einstellen. Eine Gruppe sollte nicht viel mehr als 12 Personen umfassen, damit alle Gelegenheit haben, einzugreifen, sich zu Wort zu melden usw. Falls das Interesse größer ist, kann man ein Projekt teilen und mehrere Gruppen bilden, die dann wiederum in ihrer Größe so gewählt sind, dass alle zum Sprechen kommen. [...]

So sehr in den letzten Jahren auf der Differenz von Frauen untereinander beharrt wurde, so weitgehend das Subjekt Frau, das gemeinsame Erfahrungen macht, abgeschrieben wurde, so gibt es kaum ein Thema aus dem Alltag, das nicht alle Frauen gemeinsam berührt, unabhängig von Alter, Beruf, Schicht. Nehmen wir etwa das Thema Angst. Angsterfahrungen von Frauen sind zwar individuell und je nach kulturellem Hintergrund verschieden, doch können alle dazu berichten, ist es für alle leidvoll und daher wichtig. [..]

In der ersten Sitzung sollte das Thema, zu dem Erfahrungen geschrieben werden, allgemein verständlich und alltagssprachlich formuliert werden. Es ist wichtig, die Frage nicht analytisch und in wissenschaftlichen Begriffen zu stellen, da Erinnerung sich nicht einstellen will, wenn die Anrufung in einer nicht erfahrungsgemäßen Sprache geschieht. »Als ich einmal Angst hatte« ist eine Formulierung, zu der wohl niemand nicht schreiben könnte, während z.B. eine entsprechende Frage aus der Wissenschaftssprache, »Zur Problematik geschlechtsspezifischer emotionaler Handlungsunfähigkeit« oder »geschlechtsspezifische Affektbesetzung«, kaum oder zumindest kaum spontan auf Erinnerung stoßen würde. Oder man prüfe für sich, wieviele Geschichten einem zu dem durch die Zapatisten berühmt gewordenen Alltagsspruch »Jetzt ist's genug!« einfällt, im Gegensatz etwa zu dem immerhin noch nahe am Alltag formulierten Satz »Als ich Widerstand übte«. Zudem wird sogleich klar, dass in der abstrakten Formulierung ein Wissen über den Vorgang vorausgesetzt ist, das überhaupt erst erarbeitet werden will.

Die Szene

Dem Weg von der Frage zum Aufschreiben einer Szene, eines Textes lässt man am besten ein wenig Zeit, die es der Erinnerung erlaubt, eine für die Schreibenden mitteilenswerte Erfahrung auszusuchen. Wofern man zum Beispiel ein Wochenendseminar macht oder sich, da es erst der Anfang eines über einen längeren Zeitraum geplanten Projekts ist, mehr Zeit erlauben kann, hat es sich als günstig erwiesen, wenigstens eine Nacht für die überlegte Auswahl verstreichen zu lassen. Es gibt den einzelnen Individualitäten die Möglichkeit, den eigenen Gewohnheiten und Eigenarten zu folgen. Einige z.B. schreiben sofort, andere spät in der Nacht, wieder andere stehen lieber morgens früher auf usw.

Für das Schreiben dieser Erinnerung an Angst genügen einige wenige Hinweise, die am besten theoretisch begründet werden, wie überhaupt der gesamte Prozess einfach und überprüfbar gehalten werden sollte, damit er von allen getragen werden kann, die Einzelnen handlungsfähiger macht und es vermeidet, ein Arrangement entstehen zu lassen, in dem allwissende Experten einer unwissenden Gemeinde Anweisungen erteilen.

Die Hinweise können sein:

1. Es hat sich als günstig erwiesen, in der dritten Person zu schreiben, weil dies die Autorinnen zwingt, sich als eine nicht selbstverständliche und daher auch fremde Person zu erklären, detailliert zu beschreiben, über sie Rechenschaft abzulegen, während im »Ich« zumeist zu viel vorausgesetzt oder als unwesentlich oder peinlich wegzensiert wird. Wir können dies als eine Historisierung oder auch eine Verfremdung der Erzählperson bezeichnen. (Sollte jemand darauf bestehen, in der ersten Person zu schreiben, kann dies natürlich ohne weiteres zugelassen werden. – Aus Erfahrung kann ich an dieser Stelle ergänzen, dass Menschen, die es gewohnt sind, sich über sich selbst Rechenschaft abzulegen, leichter auch in der ersten Person schreiben können. Umgekehrt hatte ich einmal einen Streit mit einer Frau, die auf der ersten Person bestand, weil sie gerade in der Frauenbewegung gelernt hatte, dass Frauen öfter »ich« sagen sollten, und dass dies also ihre Geschichte stärker machen würde. Sie kam nach sehr langer Zeit mit vier knappen Zeilen zu einer Erfahrung, die von jeder persönlichen Aussage gereinigt war, bis auf das trotzige »ich«.)

2. Unbedingt sollte nur *eine* Erfahrung, *ein* Erlebnis, *eine* Szene geschrieben werden, keine Abfolge, keine biographische Erzählung, die allesamt zum Beispiel den Zweck haben, sich als ängstliche oder unängstliche Person zu rekonstruieren. Die ideologische Konstruktion seiner selbst,

die jede biographische Notiz bestimmt, soll im Gegenteil durchbrochen werden, weil die Entstehung der Konstruktion gesucht wird, nicht ihre fertige Wirkung.

3. Eine theoretische Voraussetzung der Arbeit mit Erinnerung ist die Annahme, dass wir sehr viel mehr über uns wissen als wir gewöhnlich annehmen. Vieles ist als unwesentlich, als zu schmerzlich, als zu chaotisch wegzensiert und einem Selbstbild geopfert, mit dem wir uns zu präsentieren pflegen. Zum Beispiel mögen wir uns als unerschrocken und wagemutig von Anfang an zeigen wollen und dies als wesentliches Charaktermerkmal ausgeben oder umgekehrt uns als ängstlich und in allen wichtigen Situationen als handlungsunfähig erinnern usw. Unser Selbstbild gehört ebenso zu unserer Handlungsfähigkeit wie es eine Erweiterung und ein Dazulernen auch behindern, und wie es uns wiederum einigermaßen balancieren kann. – Aus diesen Annahmen folgt die Aufforderung, so detailliert zu schreiben wie möglich. Also eben nicht zu zensieren, wegzustreichen, sondern alles zu notieren, was sich in die erinnerte Szene schiebt. Man wird feststellen, dass dies immer mehr wird, wenn man erst einmal damit angefangen hat, und dass wir eine bedeutend reichere Vergangenheit uns wieder aneignen können, als wir zunächst annahmen. Es ist dies auch eine Sache der Übung. Selbstreflexion und sich erinnern lassen sich lernen.

4. Aus forschungspraktischen Gründen ist eine Seitenbegrenzung für den geschriebenen Text nützlich. Da es weder darum geht, »die ganze Wahrheit« herauszufinden, noch ein vollständiges Porträt einer Person und ihrer je eignen Konstruktion zu erarbeiten, sondern eher darum, erste Einsichten in Konstruktionsweisen, in Schwerpunktsetzungen, in den Alltagsverstand und seine Verarbeitung und in das Wissen, das wir halb bewusst über uns haben, zu gewinnen, nehmen wir eine gewisse Skizzenhaftigkeit unserer Arbeit in Kauf. Um die gemeinsame Arbeit an einer einzigen kleinen Szene nicht weit über zwei Stunden hinauszutreiben, ist es günstig, die Szene etwa auf eine Schreibmaschinenseite, anderthalbzeilig zu begrenzen. (Man kann die Nützlichkeit solcher Einschränkung natürlich bezweifeln und daher – bei genügend Zeit im Ganzen – ruhig versuchen, einmal eine Gruppe um eine Szene von 3 – 4 Maschinenseiten zu versammeln und diese bis zum Ende zu bearbeiten. Da sich die Konstruktionsweisen, die Eigenarten der Einzelnen natürlich wiederholen, wird bald offensichtlich, dass die gemeinsame Spannung nachlässt, einige den Raum verlassen, Pausenwünsche, Hunger und Müdigkeit an die Stelle von lustvollem Interesse treten.)

Brainstorming – das Kollektiv als Prozess

Das Seminar/die Forschung kann – auch weil im Anfang noch keine selbst geschriebenen Szenen da sind – mit einem brainstorming zum Thema beginnen, dessen Ergebnisse auf einer Wandtafel für alle lesbar festgehalten werden. »Wovon ich Angst habe« nicht als Erfahrung, sondern in Stichworten zu nennen, ergibt eine Sammlung, die zu besichtigen auf jeden Fall voller Überraschungen ist und auch eine gute Übung, um ins Thema zu kommen. Man wird zugleich das Erwartete finden, dass es z.B. beim Angstthema eine ganze Reihe gleichartiger Angstbedingungen gibt und das Unerwartete, dass die seltsamsten Umstände als angsterregend auftauchen, an die man selbst niemals gedacht hatte. Sowohl die Gleichartigkeit als auch die Ungleichartigkeit fügen die Gruppe zusammen, machen neugierig und zustimmend. Man wird zudem feststellen, dass es eine große Einfühlung in alle möglichen Gestimmtheiten gibt, wiewohl man sie jeweils selbst nicht aus eigener Erfahrung kennt. Bei der Frage der Angst z.B. hat das »alles für möglich halten« den Effekt, dass Angst als übermächtig erscheint und man selbst als Individuum ganz allgemein als ohnmächtig.

Man kann je nach Zeit und Ziel des Projekts an dieser Stelle fortfahren und versuchen, etwas über die Problematik theoretischen Arbeitens mit dem Alltagsverstand, aus dem die Angstnennungen kamen, zu lernen. Es ist z.B. möglich, die verschiedenen Ängste zu kategorisieren, Häufungen zu bilden und eine erste Ordnung herzustellen. Etwa Beziehungsängste, Angst vor Autoritäten, Ohnmachtsängste oder Ähnliches als Oberthemen zu denken, unter die dann eine Reihe von Nennungen zu sammeln wäre. Man wird dabei ohne weiteres bemerken, dass eine jede für diese Einordnung so etwas wie Theorien (zumeist mehrere) zum Forschungsgegenstand hat, die ihr

ungeprüft und unreflektiert helfen, Ordnung in ihr alltägliches Gefühlschaos zu bringen. Dies zum Thema einer Diskussion zu machen, ist auf jeden Fall der kritischen Reflexion förderlich. Ansonsten ist die Methode des brainstormings begrenzt – kann aber im Falle der Erinnerungsarbeit zusätzlich dazu dienen, im späteren Rückbezug zu zeigen, dass das, was ohne Nachdenken als nennenswert und wichtig vorgetragen wurde, am Ende nicht das ist, was wir aus unseren Erfahrungen lernen können. Die Oberflächlichkeit der spontanen Nennungen verdeckt, dass sie selbst schon fertige Produkte langjähriger Übung sind, das Geäußerte einem antizipierten kulturellen Muster – hier etwa des nicht Krankhaften, des Normalen – anzupassen. Sie sind mithin nicht unbeeindruckt von ideologischer Zurichtung.

Organische Intellektuelle

Es ist schon bis hierher leicht erkennbar, dass Erinnerungsarbeit als Methode damit kämpft, die Arbeit so kollektiv wie möglich anzulegen und zugleich auf Eingriffe einer Forschungsleiterin nicht verzichten kann. Eine korrigierende Maßnahme ist der Versuch, die einzelnen Schritte so sorgfältig zu erklären, dass sie jedem Mitglied der Gruppe einleuchten, so dass es sie in der nächsten Gruppe reproduzieren kann. Nach den Regeln des kollektiven Argumentierens sollte es in einem längeren Diskussionsprozess möglich sein, einen Konsens zu erreichen, auf dem dann weitergearbeitet werden kann (ich komme darauf zurück, vgl. u.a. Miller, 1986) Auf der anderen Seite ist Erinnerungsarbeit vielfältig einsetzbar, ist für außeruniversitäre Bildungsarbeit ebenso geeignet wie für Menschen, die sich überhaupt in irgendeinem Aufbruch, in Bewegung befinden, so dass auch nicht alle notwendigen Qualifikationen verallgemeinerbar sein müssen. So ist es u.a. wichtig, die Theorien, die das Forschungsthema besetzt halten, zu kennen. Sie sind sowohl Hilfe und erkenntnisfördernd als auch Barrieren auf dem Wege, sofern sie ungeprüft den Alltagsverstand regulieren, wie das z.B. beim Thema der Angst mit psychoanalytischen wie mit behavioristischen Theorien, wenn auch zumeist in vulgarisierter Form der Fall ist. In einem Forschungsseminar wird man diese Theorien gemeinsam studieren und später mit großem Vergnügen mit eigener bearbeiteter Erfahrung kritisieren. In einer Bildungsveranstaltung, in einer Gruppe mit anderen Notwendigkeiten und Interessen, wird eine Auswahl vorgestellt werden müssen, soweit sie als bestimmend für den versammelten Erfahrungsraum erkannt ist. Dafür braucht es eine Forschungsleitung in der Erinnerungsarbeit, die solche Theorien kennt und vorgibt, wie zugleich versuchen wird, möglichst viel Wissen weiterzugeben, um die kritische Phantasie aller einzubeziehen. Übrigens ist auch das Theoriestudium kein unanfechtbares universitäres Privileg, sondern so gut wie jedem Menschen möglich.

Ich nenne diese Person in der Erinnerungsarbeit eine organische Intellektuelle. Der Begriff stammt von Gramsci und bezeichnet eine Gestalt, die innerhalb einer Gruppe, ihr zugehörig, intellektuelle Aufgaben für die Gruppe übernimmt. Im Fall von Erinnerungsarbeit heißt das z.B. auch, dass es keine Arbeitsteilung für das Schreiben von Erfahrungen gibt. Gerade, dass auch die anleitende Person über die gleichen Erfahrungen verfügt, entbindet und entlastet sie von der bloßen Expertenfunktion und eröffnet einen gemeinsamen Raum der Diskussion. Es regt aller Phantasie zugleich an und vermeidet elitäres Urteil. Erst wenn wir uns selbst auch als Kinder dieser Verhältnisse wahrzunehmen gelernt haben, gleichgültig wie sehr wir über Wissen und Erkenntnis allgemeiner Art zu verfügen scheinen, sind wir in der Lage, mit und über andere zu arbeiten, indem wir über uns selbst arbeiten.

Die Auswahl

Die Arbeit mit den aufgeschriebenen Erfahrungen erfordert zunächst eine Reihe von ambivalenten Entscheidungen, die von Fall zu Fall pragmatisch zu fällen sind. Zunächst ist es wichtig, dass alle in der Gruppe, nehmen wir an, sie besteht aus 12 Mitgliedern, über Nacht eine Szene geschrieben haben – eine Vollständigkeit, die darauf baut, dass die Erfahrung als Autorin die Fähigkeit, die kleinen Details in einer beliebigen Szene sorgfältig zu beachten und für wichtig zu halten, auf jeden Fall erhöht, ebenso wie die Toleranz für die mögliche Banalität einer Geschichte, verglichen zu welthistorischen Ereignissen. (So habe ich beispielsweise in einem Seminar, in dem beide

Geschlechter zur Frage der Aneignung von moralischen Urteilen arbeiteten, große Mühe gehabt, die männlichen Mitglieder überhaupt zum Schreiben eigener Erfahrungen zu bewegen. Sie äußerten dagegen die überhebliche Auffassung, dass sie die Arbeit mit den Szenarien der Frauen läppisch fänden, und, würden sie je beginnen, selbst zu schreiben, Texte von großer Bedeutung und vor allem Tiefe entstehen würden, die sie wiederum einer so unqualifizierten Öffentlichkeit nicht vorlegen wollten. – Das Arbeitsklima in der Gesamtgruppe war entsprechend belastet, ein Forschungskollektiv, das diesen Namen verdient, konnte nicht entstehen.)

Die Aufgabe, dass jede eine Erfahrung niederschreibe, reibt sich an der Notwendigkeit, zumindest zunächst für die Bearbeitung in der Gesamtgruppe, nur ein bis zwei dieser Szenen auszuwählen und die anderen liegen zu lassen. Man kann nach der ersten gemeinsamen Bearbeitung noch kleinere Gruppen von drei oder vier Mitgliedern bilden, die dann die übrigen Geschichten der jeweiligen Gruppenmitglieder bearbeiten, so dass keine »umsonst« geschrieben hat. Für die Auswahl der ersten Szene stellt sich meist nicht das Problem, dass keine möchte, dass ihre Szene in die öffentliche Diskussion gerät, sondern es wollen umgekehrt alle an die Reihe kommen. Selbstverständlich kann Anonymität zugesichert sein, jedoch ist nach meiner Erfahrung auch dies selten ein Problem, das einer prinzipiellen Lösung bedarf, sondern nach Situation und Absprache entschieden werden kann. Wie aber die Szene auswählen, deren Diskussion als Pilotfall so etwas wie eine Schlüsselbearbeitung ist, nach der weitere Arbeit in noch kleineren Gruppen erfolgen kann? Kriterien der Auswahl sollten der Detailreichtum, der Einschluss sozialen Hintergrunds, aber auch das Interesse der Gruppe selbst sein. Das heißt, die Gruppe sollte die Szene mögen. Auch hier gilt es wieder, pragmatisch zu entscheiden. Es ist für die Gruppenzustimmung besser, wenn alle bei der Auswahl beteiligt sind, d.h., wenn also eine Lesepause von etwa einer Stunde eingeplant ist, in der alle die zwölf Szenen lesen und dann eine abgewogene Mehrheitsentscheidung gefällt wird. Freilich wählt die Gruppe, welche die Arbeit noch nicht gewöhnt ist, nicht unbedingt die zur Bearbeitung geeignetste aus, sondern entscheidet etwa nach Kriterien der Spannung, der literarischen Qualität, nach mutmaßlicher Autorin oder der Rätselhaftigkeit und nicht der Allgemeinverständlichkeit einer Szene. Hier gilt es zu entscheiden, ob die Forschungsleiterin allein nach den genannten Kriterien die Auswahl trifft, was für die Bearbeitung zumeist besser, für das Gruppenklima schlechter und für die Auswählende erheblich anstrengender ist, zumal, wenn man in Betracht zieht, dass sie danach den eigentlichen Arbeitsprozess, der wenigstens zwei Stunden dauern wird, erklärend, zerlegend, mit zusätzlicher soziologischer Phantasie und Gespür für Gruppen Spannungen leben muss.

Schließlich spielt die Handschrift eine Rolle. Unleserliches lässt sich bei aller Toleranz für individuelle Eigenarten nicht bearbeiten. Am besten ist ein getippter Text, der für alle kopiert wird, was aber meistens – insbesondere bei Wochenendseminaren – nur schwer durchführbar ist.

Theoretische Einführung

Einige der theoretischen Vorannahmen von Erinnerungsarbeit sollten vor der Arbeit mit den Szenen erklärt und auf diese Weise diskutierbar werden, um die Mitglieder der Gruppe den einzelnen Arbeitsschritten nicht einfach auszuliefern. Insbesondere vier Theoreme scheinen mir als gewusste Voraussetzung unerlässlich: die Annahme

- der Konstruiertheit der eigenen Persönlichkeit,
- der Tendenz der Eliminierung von Widersprüchen,
- der Konstruktion von Bedeutung
- und der Politik mit Sprache.

Die Vorstellung, dass unsere Persönlichkeit uns nicht einfach mitgegeben, angeboren, festgelegt ist, sondern dass wir uns selbst in vorhandene Strukturen konstruierten, beinhaltet, dass unsere Persönlichkeit demnach eine Geschichte hat, eine Vergangenheit, aus der wir für uns Wesentliches mit Bedeutung versahen, damit uns als Persönlichkeit festlegten und aus dieser Vergangenheit unsere Schritte in der Gegenwart und in die Zukunft mitbestimmt sind. – Wir können uns z.B. als

Versagerin rekonstruieren und erinnern, Bilder und Geschichten, welche dies belegen, sind im Gedächtnis zuhauf gespeichert, zagend beginnen wir jede neue Sache. Wir können uns umgekehrt als »Sonntagskind« wahrnehmen. Eine Erfolgsgeschichte nach der anderen drängt sich unserer Erinnerung entgegen. Entsprechend energisch und zupackend treten wir in der Gegenwart auf, ergreifen wir die Zukunft. – Es leuchtet jeder und jedem ein, dass ein umfassendes Inhaltsverzeichnis unserer Erlebnisse für beide Konstruktionen genug Material bereithalten würde. Wichtig ist die Einsicht, dass wir uns selbst konstruieren, unsere Persönlichkeit also eine Geschichte hat, und es daher wesentlich für unsere Gegenwart wie für unsere Zukunft ist, in der Vergangenheit zu arbeiten, sie uns selbst zur veränderten Wahrnehmung zur Verfügung zu halten. Dieser Konstruktionsvorgang ist zugleich diktiert von der Notwendigkeit, Handlungsfähigkeit zu erlangen bzw. handlungsfähig zu bleiben.

Eine der wichtigen Strategien bei diesem Prozess ist die Eliminierung von Widersprüchen. Alles, was in die eindeutige Präsentation unseres Selbst nicht passt, wird ausgeblendet zugunsten eines möglichst einheitlichen Bildes von uns, für uns und für andere. Dieser meist halbbewusste Akt der Widerspruchseliminierung kann in den aufgeschriebenen Erlebnissen sichtbar werden durch die Niederlegung von »unpassenden« Details. Die Arbeit der Dekonstruktion wird gerade darauf abzielen, Widersprüche und Brüche in den Erfahrungen herauszuarbeiten und sie als Scharnierstellen möglicher anderer Entwicklung, anderer Wahl, eines anderen Lebens vorzuführen und zur Verfügung zu stellen. Die Friedhofsruhe des immer stillstehenden Gleichen wird gestört, um Veränderung zu ermöglichen. Das heißt auch, dass Unruhe entsteht. Sie heraufzubeschwören setzt voraus, dass die Einzelnen Erlebnisse niederschreiben, die sie bedrücken, über Emotionen nachdenken, die selbst beunruhigend und destabilisierend sind, kurz, dass es einen Leidensdruck gibt, der in Bewegung kommen will.

Wir versuchen in unserem alltäglichen Leben, uns eine stimmige Bedeutung zu geben. Wir entwerfen eine Art Bild von uns, an das wir glauben und das wir in allen kommunikativen Situationen zu vermitteln versuchen. Die Konstruktion von Bedeutung geschieht fortwährend. Wir teilen uns mit und erwarten, dass andere die Mitteilung so empfangen, wie wir sie aussenden wollten. Die Konstruktion von Bedeutungen bedarf also einer Zustimmung durch andere. Sie geschieht auch durch Gesten, Erscheinung, Ausdruck, aber in allererster Linie durch Sprache.

Die Arbeit mit der Verwendung von Sprache ist bei der Diskussion einer schriftlich niedergelegten Erfahrung von zentraler Wichtigkeit. Wie setzt die Autorin Sprache ein, um die von ihr angezielte Bedeutung ohne viel Zweifel zu vermitteln? Eine Voraussetzung dieser sprachkritischen Arbeit ist der Gedanke, dass Sprache nicht einfach ein Handwerkszeug ist, dessen wir uns nach Belieben bedienen können, sondern dass in der vorhandenen Sprache Politik gemacht wird und gemacht ist, die durch uns hindurch spricht und unsere Bedeutungskonstruktion mit reguliert. Das heißt auch, dass kulturell eine Reihe von fertigen Bedeutungen gewissermaßen herumliegen, die sich uns beim Schreiben aufdrängen und uns diktieren, was wir unter Umständen gar nicht ausdrücken wollten. Dies geschieht umso mehr, je unreflektierter und »unschuldiger« wir Sprache benutzen und natürlich, je mehr wir bemüht sind, als Persönlichkeiten nicht aufzufallen, unseren Erfahrungen »Normalität« zuzuschreiben.

Diese theoretischen Vorannahmen können entweder als eine Art Vortrag in der ersten Arbeitssitzung vorgestellt und diskutierbar gemacht werden oder/und sie können von den Einzelnen in Vorbereitung der Arbeit gelesen sein. (Hierfür eignen sich u.a. Haug, F. (Hg.): Sexualisierung der Körper, Kapitel 1, oder in kürzerer Fassung: dies.: Die Langeweile in der Ökonomie, in: dies.: Erinnerungsarbeit; Kippax, S.: Erinnerungsarbeit, in: Haug, W.F. (Hg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 3, 1997 – weiterführende Literatur in allen drei Texten).

Der erste Bearbeitungsschritt: Konsens über den Alltagsverstand

Für die eigentliche Arbeit mit den aufgeschriebenen Erlebnissen ist es günstig, eine Wandtafel zu benutzen, damit alle die einzelnen Schritte auch sinnlich vor Augen haben. Die Szene wird vorgelesen; sie sollte zusätzlich kopiert und in aller Hände sein.

Zunächst suchen wir die Botschaft, welche die Schreiberin vermitteln wollte, das Warum und Weswegen ihrer Geschichte, die Bedeutung, die sie mitteilen will. Die meisten haben in der Schule Textinterpretation gelernt nach dem Muster: was will der Dichter uns sagen? Diese im Unterricht beliebte Frage geht gerade den entgegengesetzten Weg von Erinnerungsarbeit, nimmt wörtlich, denkt sich hinein, fühlt ein. Wir folgen diesem Verfahren also in der Arbeit mit den Texten keineswegs, verwenden es aber dennoch in einem ersten Schritt als kritische Lehre, um gleich mehrere Ziele zu erreichen.

Um vorzuführen und praktisch erfahrbar zu machen, was wir in der Folge unbedingt vermeiden wollen, was aber für jede Einzelne als permanente Versuchung gegeben ist. Wir wollen uns gerade nicht in die Autorin hineinversetzen, sondern im Gegenteil die von ihr sorgfältig gelegte Bedeutung zerstören. Dafür aber wollen wir die Bedeutung kennen, nicht nur jede Einzelne für sich, sondern es sollte eine Art Konsens hergestellt werden, dass alle das Gleiche (zumindest mehr oder weniger) aus der Szene herauslesen. Die Frage nach der Botschaft oder der Bedeutung, die die Autorin vermitteln will, eröffnet so gut wie immer eine lebhaftige Diskussion. Der Versuch, sich hineinzuversetzen, wird eine Reihe von unterschiedlichen und unterschiedlich gesprochenen Vorschlägen bringen. Es kann auf dieser Ebene keine falschen Antworten geben, sondern jede zusätzliche, verschiebende, widersprechende Vorstellung kann in das bisher Gesagte einbezogen werden durch eine thesehafte Formulierung, die unterschiedliche Äußerungen umfasst. – Zum Beispiel wurde zu einer Szene über Angst im Dunklen vorgeschlagen, die Botschaft sei, die Autorin fürchte sich vor unbekanntem Tieren im Dunklen, während eine andere meinte, sie fürchte sich vor Bäumen und Wind. Alle waren sofort einverstanden mit der Formulierung, sie fürchte sich vor außermenschlicher Natur, was in diesem Fall besonders verblüffend war, weil die Zuhörerinnen zunächst dachten, sie fürchte sich vor Männern. – Es ist günstig, die Diskussion um den Konsens über die Bedeutung oder Botschaft zeitlich zu begrenzen, z.B. auf eine Viertelstunde, weil der Umstand, dass alle noch frisch sind, dazu führen kann, diese erste Diskussion endlos, um jede Nuance besorgt, auszudehnen. Zudem wird eine jede in der ersten Diskussion über den Gegenstand auch eine Selbstdarstellung von sich als »wissenschaftlich genau« arbeitender Person abgeben wollen. Hier ist einiges Leitungsgeschick nötig, die Diskussion irgendwann zusammenzufassen und abzurechnen. Es kommt ja nicht darauf an, absolut genau alle Schwingungen in der dargebotenen Szene auszuloten, sondern sich so flüchtig zu einigen, wie wir das alltäglich beim Zuhören gewohnt sind. Der in einer These oder einem Sprichwort formulierte und gefundene Konsens gibt nicht nur die Botschaft der Autorin wieder, sondern zugleich die Tatsache, dass sie sich verständlich machen konnte, dass diese Bedeutung also zum kulturell geteilten Selbstverständnis gehört. – Sprichworte eignen sich ganz vorzüglich, auszudrücken, was jemand mitteilen möchte. Dieser Umstand gibt uns zugleich die Möglichkeit, über diese geronnenen Alltagsweisheiten und ihre Funktion nachzudenken und festzustellen, dass sie zumeist so gebaut sind, dass das Gegenteil ebenso richtig ist. Etwa: gleich und gleich gesellt sich gern oder Gegensätze ziehen sich an und dass wir in solch überlieferten Mustern denk-fühlen.

Die These wird in eine erste, horizontal über die gesamte Tafel oder Wandzeitung führende Spalte eingetragen. Es sollte einige Anstrengung darauf verwandt werden, sie möglichst kurz zu fassen, damit die Botschaft schnell reproduzierbar ist und – ganz pragmatisch – damit sie nicht zu viel Platz braucht.

Die zweite, ebenfalls horizontale Spalte erfasst eine weitere Dimension des Alltagsverständes und wurde im Grunde bei der Diskussion um die Botschaft mit erarbeitet. Es geht um die Alltagstheorie über das Thema und seinen Kontext in der Auffassung der Schreiberin. Zum Beispiel im oben angeführten Beispiel wäre das etwa: »Angst entsteht, wo Zivilisation endet«. Diese Vorstellung, die jede Einzelne über das Thema hat, ist meist keine bewusste und ausgearbeitete Theorie, sondern eine stillschweigende für sicher gehaltene Annahme, die ich Alltagstheorie genannt habe. Sie ist Teil unseres Alltagsverständes und hilfreich bei täglicher Orientierung. Wofern wir sie nicht ausdrücklich herausarbeiten und uns vor Augen stellen, mischt sie sich unversehens und ungeprüft

in alle Diskussionen. Sie sich zu vergegenwärtigen ist fast immer erstaunlich, weil niemand angenommen hat, selbst solche, zumeist eigenartigen »Theorien« zu hegen. Häufig allerdings sind sie einfach Wiedergaben aus ins Alltagsbewusstsein gesickerten vereinfachten Theoremen aus der Psychoanalyse. Auch sie gilt es auszustellen und mit späteren Ergebnissen unserer Arbeit zu konfrontieren.

Zerlegung der Sprache in ihre Bausteine

Der nächste Schritt ist zugleich einfach wie auch etwas mühsam. Es geht darum, herauszufinden, wie die Bedeutung, welche die Autorin über ihre Erfahrung vermitteln wollte, sprachlich in Szene gesetzt wurde. Zunächst gilt es, aus dem Bann der mitgeteilten Bedeutung auszubrechen und die nötige Distanz für die »Destruktionsarbeit« zu erlangen. Das ist zumeist nicht leicht, weil die einzelnen Erlebnisse durchweg auf Einfühlung und Nachvollzug setzen und dies auch im Alltagsgespräch erreichen. Die Folge ist der Versuch, auf dem Wege der Psychologisierung therapeutische Mitleidsdiskurse zu pflegen und Anknüpfungsgeschichten zu erzählen. Diese Haltung und Praxis ist nicht nur theoretisch unergiebig, sie steht der Erkenntnis im Wege und fordert die Mitglieder der Gruppe gewissermaßen auf, sich mit den Gegnern von Verständnis und eingreifendem Denken zu verbünden und leidvolle Wahrnehmung einfach zu verdoppeln. Es gilt also, zunächst eine Distanz zu schaffen, um eine Arbeit mit dem Text zu ermöglichen.

Eine Methode der Distanzierung ist das Stellen von Fragen an den Text. Allerdings enthält jede Frage, die sich auf die Szene bezieht, selbst schon eine Art von Theorie über den Gegenstand. Dessen bewusst, haben wir versucht, die Fragen so einfach wie möglich zu gestalten und die implizite Theorie jederzeit kontrollierbar zu halten.

Die bislang formulierten Fragen zur Zerlegung des Textes beziehen sich auf die verwendete Sprache und beschränken sich aus genannten Gründen auf die einfachen grammatischen Grundregeln. Sätze enthalten ein Subjekt, ein Verb, ein Objekt, vielleicht Adjektive – sie geben mithin Auskunft über die aktive handelnde Person, ihre Emotionen, ihre Tätigkeiten, andere Personen und einen sozial praktischen Kontext. Mit diesen einfachen Grundannahmen zerlegen wir den Text in seine Elemente und füllen sie in – jetzt vertikale – Spalten ein. Wir sind auf der Suche nach der Art und Weise, in der die Autorin sich bzw. ihre Persönlichkeit konstruiert und in dieser Weise Bedeutung und Stimmigkeit schafft, und in welcher Weise andere Personen im Verhältnis zu ihr von ihr konstruiert wurden.

1. *Das Verb als Aktivität*

Zunächst werden alle Verben eingetragen, die sich auf das Subjekt der Erzählung beziehen. Dieser einfache Sammlungsakt, der nicht mehr Qualifikation braucht als eine etwa vierjährige Schulausbildung, birgt eine Menge Überraschungen. Häufig findet man die Verben nicht oder nur schwer, wahllos werden alle Verben notiert und es entbrennt eine korrigierende Diskussion über die Frage, welche der Verben sich eigentlich auf das Erzählsujet beziehen. »Es war mir kalt« zum Beispiel, ist dies ein Verb, eine Tätigkeit, die zur Person gehört? Offenbar ja und zugleich nein, denn das Subjekt dieses Satzes ist ein »Es«, ein unpersönliches Subjekt, welches die Handlung bestimmt. Das Verb ist zudem ein Hilfsverb.

Wir richten eine weitere Spalte ein, die wir sprachliche Besonderheiten nennen. Hier tragen wir z.B. ein, dass und in welcher Menge die Geschichte mit unpersönlichen Subjekten geschrieben ist. Solches Schreiben hat den Effekt, dass die Person der Autorin weitgehend verschwindet, zumindest als aktive Person und stattdessen im Griff anderer Mächte erscheint. Glaubwürdig wird, dass sie in solcher Situation nichts machen kann. Man wird feststellen, dass es Erlebnisse gibt, die fast ausschließlich so geschrieben sind, als ob unpersönliche Subjekte die Handlung bestimmten. Hunger ergriff mich, der Nebel umhüllte mich, das Dunkel überraschte mich, der Himmel explodierte ... dies sind Wendungen, in denen Bewegung und Aktivität verdichtet vorkommen, die Subjekte der Handlungen aber jeweils keine Personen sind, und so das Erzählsujet selbst auch nicht aktiv eingreifend auftritt oder auftreten kann.

Eine weitere Besonderheit ist die Verwendung von negierten Verben – »rannte nicht« etc. – und die häufige Abschwächung der Aktivitäten durch Hilfsverben wie »können, möchten, wollen«. Beides hat wiederum den Effekt, dass die Erzählperson für die Erzählung und die berichteten Ereignisse unwichtiger wird.

Es gibt tatsächlich Szenarien, die mit ein bis zwei aktiven Verben für das Erzählsubjekt auskommen und auch solche, die stets das gleiche Verb benutzen – etwa »sagte«. Solche Merkwürdigkeiten werden vom Kollektiv an späterer Stelle diskutiert, auch unter der Frage, ob etwa die sprachliche Armut, die aus der Verwendung des immer gleichen Verbs spricht, nicht selbst auch ein demonstratives Mittel ist oder sein kann, auf die Armut der Lage und die Ausweglosigkeit der Situation hinzuweisen. So wie die Lage war, war mehr nicht zu sagen.

Zumeist ergibt sich nach solchen Befunden in der Gruppe sofort die Frage, ob diese Sprachbeobachtungen nicht dazu führten, dass man diese Schreibweise nur einmal wählt und später, gewitzt, sorgfältig eine persönliche Aktivität nach der anderen einträgt. Nach meiner Erfahrung sind die Kraft der Erinnerung zusammen mit dem Wunsch, eine bestimmte Lesweise – etwa, dass man nichts machen konnte – zu vermitteln, weit stärker als das neue Wissen, dass man selbst eine Politik mit Sprache betreibt und diese mit uns. Dieser Arbeitsschritt, der zunächst als ein wenig mühsam erscheint, wird übrigens zumeist von der Gesamtgruppe als interessant beurteilt und erstaunlich gerne getan, wobei sich viele zum ersten Mal Rechenschaft darüber abzulegen beginnen, dass und wie sie eigentlich Sprache beim Erzählen einsetzen.

Emotionen

Die nächste Spalte betrifft die Gefühle. Wir erwarten etwa in einer Geschichte über Angst oder in einer über einen ergreifenden Film, dass die Szene auch sprachlich eine Vielzahl von Gefühlen zum Ausdruck bringt. Zudem sind wir bei einer Gruppe von Frauen als dem angeblich gefühlvollen Geschlecht darauf gefasst, dass sie diese Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, starke Gefühle zu notieren. Es ist daher immer wieder überraschend, dass die meisten Szenen fast ohne Gefühlsnennung geschrieben sind, als käme es darauf nicht an. Die meisten Szenarien wirken so, als ob die Abwesenheit von Gefühlen eine notwendige Grundlage war, die Beobachtung überhaupt vernünftig zu schreiben. (Vgl. dazu explizit die Erfahrungswiedergabe von Frauen bei anrührenden Liebesfilmen, in Haug, F. u. B. Hipfl (Hg.), 1995) Nach zwei bis drei Eintragungen ist dieser Arbeitsschritt getan, wobei es meist noch eine heftige Diskussion gibt, ob nicht gewisse Andeutungen, Konstellationen, ja Wahrscheinlichkeiten auf Gefühle schließen ließen. Die Lust zum Hineinlesen, zur Einfühlung, zum Interpretieren ist neu geweckt. Da wir aber die Spracharbeit der Schreiberin studieren, bzw. wie sie sich durch Sprache konstruiert, gilt nur die wörtliche Wiedergabe, keine Interpretation. – Aus meiner langen Erfahrung mit Erinnerungsarbeit wird die Unruhe immer größer, Genaueres über diese Merkwürdigkeit der »Gefühllosigkeit« in der Selbstwahrnehmung und -darstellung wissen zu wollen, ohne dass ich bislang auf dafür relevante Literatur gestoßen bin oder die Zeit gefunden hätte, ein eigenes Forschungsprojekt dazu zu beginnen. Der überwältigende Druck etwa bei dem Seminar über Angst oder die Menge an Liebesromanen, die wöchentlich von Frauen verschlungen werden, lassen ein solches Projekt immer wichtiger werden.

Motivation

Die nächste Spalte gilt der Handlungsbegründung. Wir haben erst nach einiger Erfahrung mit Erinnerungsarbeit diese Spalte aufgenommen und nach Interessen und Wünschen zu fragen begonnen. Dies deshalb, weil wir entdeckten, dass fast alle Erzählungen so konstruiert waren, dass die Handlungen sowohl der Erzählperson als auch und vor allem der anderen Personen im Grunde unbegreifbar waren. Solche Irrationalität sprachlich herzustellen, hat den Effekt, dass das Erzählsubjekt wiederum keine Möglichkeit eigenen aktiven Eingreifens zu haben scheint und appelliert bestenfalls an das Mitleid der Zuhörenden. Im Übrigen entspricht natürlich solche

Abbildung herrschender Ideologie, was uns nicht daran hindern sollte, im Sinne einer erweiterten Handlungsfähigkeit, hier ebenfalls mit der Arbeit der Erkenntnis zu beginnen.

Es ist ja ohne besonders radikale theoretische Vorannahmen vorauszusetzen, dass Menschen motiviert handeln und dass sie ihre Motive bei einem Erlebnis angeben. Die zumeist vergebliche Suche nach solchen Motiven wirft in jedem Fall ein interessantes Licht auf die Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung der Erzählperson. Die weitgehende Abwesenheit von Interessen/Wünschen ist im Übrigen auch dann zu bemerken, wenn wir in dieser Spalte nicht auf der wörtlichen Nennung bestehen, sondern die Motivationen aus dem Erzählgesamt zu rekonstruieren versuchen, also eine erste begreifende Analyse und entsprechende Abstraktion vornehmen.

Die anderen

Die nächsten drei Spalten sind in gleicher Weise für die Darstellung der anderen Personen in der Erzählung gedacht. Da man sehr schnell die Beobachtung machen wird, dass fast niemand andere Personen mit Taten und Gefühlen, mit Wünschen und Interessen zur Darstellung einer für sie stimmigen Handlungen braucht, sind diese Spalten schnell »erledigt«, und es gibt daher mehr Raum, diese Eigenart selbst zu diskutieren. Es entsteht eine geschärfte Aufmerksamkeit für die Frage, wie wir uns eigentlich alltäglich auf andere beziehen, sie wahrnehmen, was wir ausblenden, wieviel Eigenleben wir ihnen zugestehen und vor allem, welche Bedeutung die Nichtwahrnehmung von anderen für die Stimmigkeit einer Erzählung hat, in der sie gleichwohl auftreten oder auftreten müssten.

Leerstellen und Widersprüche

Es gibt noch zwei weitere Spalten, die bei der Diskussion um die einzelnen sprachlichen Bestandteile oder bei der nachfolgenden um die Konstruktionen von »Ich« und »anderen« gefüllt werden können. Sie beziehen sich nicht auf etwas, das wörtlich in den Texten steht, sondern machen eher umgekehrt detektivische Suche nötig nach dem, was nicht dasteht. Eine Spalte fragt nach den Leerstellen, also nach Bausteinen, die unbedingt hätten da sein müssen, um der Geschichte Plausibilität und Zustimmung geben zu können, die andere nach Widersprüchen. Dass diese Spalten aufgenommen sind, unterstellt als theoretische Vorannahme, dass die Einzelnen, um handlungsfähig zu sein oder zu bleiben, ihren Geschichten, ihrer Selbstwahrnehmung eine gewisse Stimmigkeit geben müssen und dass sie in diesem Prozess etwa auftretende Widersprüche aus der Wahrnehmung streichen oder einzelne Elemente einfach übergehen. – So erhielten wir einmal eine Szene zu dem für Frauen so wichtigen Thema *Warten*, in der drei Frauen, Großmutter, Mutter und Tochter auf eine eigenartig unheilschwangere Weise regelmäßig stundenlang grundlos im Garten zu verharren schienen. Erst auf beharrliches Insistieren der Gruppe, dass da irgendetwas fehle, die Szene so nicht begreifbar und nachvollziehbar würde, tauchte in einer zweiten Fassung der Geschichte auf einmal ein geistig behinderter Vater auf, der von den drei Frauen im Garten spazieren gefahren wurde. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die Ausblendung dieser Person die Bedeutung der Geschichte veränderte, bzw. umgekehrt, wie anders sie durch Einbezug wurde. – Die Widerspruchseliminierung ist aus der Psychologie ein allgemein bekannter Vorgang, man wird ihn in den Geschichten, die die Einzelnen niederschrieben, am Werk sehen. Das Schweigen oder die Leerstellen zu suchen, ist in der Frauenforschung (zunächst in der feministischen Theologie) eine Entdeckung gewesen, die jetzt erst begreifbar machte, wieso die wissenschaftlichen Lehrgebäude zu stimmen scheinen und gleichwohl Frauen jeweils nicht eingeschlossen sind. Es ist inzwischen eine anerkannte wissenschaftliche Methode. In unseren selbst geschriebenen Szenarien erkennen wir, dass wir uns dieser Technik auch im Alltag bedienen.

Das Aufspüren solcher Besonderheiten stellt die Geschichte, wie sie ist, in Frage, ohne dass zugleich in Frage gestellt wäre, dass die Autorin glaubwürdig ist. Vielmehr wird immer deutlicher, wie kunstvoll eine einfache Erfahrung in der eigenen Darstellung konstruiert ist, wieviel zusätzliche Möglichkeiten der Handlung und Wahrnehmung es gibt, wie anders man sich tatsächlich hätte entwickeln können.

Konstruktionen

Die nächsten drei Schritte sind nicht einfach, sie verlangen analytische Fähigkeiten ebenso wie Phantasie. Ersteres kann man erlernen und für das zweite wird man auf die Fähigkeiten der Gruppe bauen müssen und können.

Zunächst geht es um die *Konstruktion des Ich*, des Erzählsubjekts.

Praktisch wird unter die bisherigen vertikalen Spalten eine Linie gezogen. Für die Konstruktion des Ich brauchen wir mehr Text und also auch die ganze Breite der Wandtafel und eine andere Arbeitsweise. Als Regie kann ausgegeben werden, dass die Arbeitsgrundlage jetzt ausschließlich die soeben erstellte Tabelle ist und nicht der Rückgang in den Text, um sich der »wahren« Meinung der Erzählenden zu vergewissern. Ferner, dass jetzt ganz auf wörtliche Wiedergabe verzichtet werden muss, da diese dazu angetan ist, die Selbstwahrnehmung als Aussage über die Konstruktion zu notieren, der Autorin also »auf den Leim zu gehen«. So wird man z.B. für eine Szene, in der die Erzählerin über sich sagt, »ich war ein feiges, ängstliches Wesen«, nicht schreiben: die Autorin konstruiert sich als feige und ängstlich. Es gilt vielmehr herauszuarbeiten, mit welchen Mitteln sie welchen Eindruck bei uns hinterlässt. Im vorliegenden Fall könnten wir zum Beispiel die Autorin vorwiegend als aktiv und handlungsfähig wahrnehmen und keineswegs als feige oder ängstlich, so dass dieser wörtliche Einschub eher die Politik verfolgt, uns gegenüber der Person nachsichtig zu machen, eine Nachsicht, die sie wegen ihrer großen, wenn auch vergeblichen Aktivität auch verdient usw.. Alle Aussagen über die Konstruktion sind analytische Aussagen und bedürfen eines entsprechenden begrifflichen Vokabulars. Beim Niederschreiben dieser knappen Sätze reagiert meine Arbeitserinnerung mit Beklemmung. Es ist fast unvermeidbar, an dieser Stelle, also bei diesem Arbeitsschritt, nicht ungeduldig zu werden, weil immer wieder versucht werden wird, in den wörtlichen Text zurückzugehen, und die »wahre« Autorin gegen die zerlegende Methode zu retten. Diese Neigung, also lieber unendlich sich hineinzufühlen und zu interpretieren, gehört so sehr zum sicheren Bestand unserer alltäglichen Orientierungsweise und wird vermutlich in einem entsprechenden Deutschunterricht auch gepflegt, dass dieser Bewegung im Denken und seiner Aneignung, von der Einfühlung zur genauen Beobachtung, ebenfalls ein eigenes Projekt gewidmet werden sollte.

Zunächst ist also der Sprung von der kritischen Sammlung der Textelemente zur Aufforderung, Konstruktionsbeobachtungen zu formulieren, sehr groß. Es ist daher günstig, relativ einfach zu beginnen. Die erste Aussage kann nach einem Blick auf die Tabelle eine einfache quantitative Beobachtung enthalten, etwa angesichts einer gedrängt vollen Spalte mit Verben zu konstatieren: »Auf den ersten Blick konstruiert sich die Autorin als eine sehr aktive Person«. Jetzt geht man näher an die Vielzahl der Tätigkeitsworte heran und prüft ihre Qualität: »Auf den zweiten Blick zeigt sich jedoch ...«, z.B. dass die genannten Tätigkeiten allesamt im Kopf stattfinden oder »zumeist negativ als Nichtaktivitäten ausgedrückt« oder durch ein »Hilfsverb verkleinert«, durch andere Zusätze ins Vage gezogen sind. Von welcher Qualität die geschriebenen Aktivitäten sind, ist durch die Gruppe in einer nach meiner Erfahrung zumeist lebhaften Diskussion leicht zu ermitteln. Ich habe noch keine Gruppe erlebt, die hier nicht scharf und genau urteilen und das Beobachtete in knappen Sätzen notieren konnte. Zumeist gibt es ein zusätzliches Erstaunen, wie sehr die Beobachtungen dem spontan Gelesenen widerstreiten, und es entwickelt sich eine Lust, scharfe Urteile zu fällen, vielleicht aus einer Art Erleichterung, dass man jetzt nicht mehr im wörtlichen Text verbleiben muss, vielleicht, weil man den Eindruck hat voranzukommen, vielleicht auch, um der Schreiberin eine Lehre zu erteilen. – Hier wie überall ist es notwendig, darauf zu achten, dass keine verletzt wird oder sich als verurteilt denkt. Daher sollte eingangs und immer wieder darauf verwiesen werden, dass nicht die Autorin, sondern der Text bearbeitet wird; dass der Text selbst nicht die »Wahrheit« über die Autorin enthält, sondern sich aus ihm eine Menge Konstruktionsweisen erarbeiten lassen, die allgemein üblich sind, und die daher uns gemeinsames Wissen über die Selbstdarstellung und Konstruktion in unserer Kultur verraten. Es gibt sehr empfindliche Personen, die es überhaupt nicht gewohnt sind, sich selbst zu hinterfragen, und es gibt Gruppen, in denen so etwas wie ein Entlarvungsklima aufkommt; im Allgemeinen jedoch ist

dieser Schritt vergnüglich und ermutigt die Beteiligten mehr und mit Gewinn an sich selbst zu arbeiten. – Schon an diesem Punkt, also bei der Diskussion der notierten Aktivitäten, ist es günstig, die Spalte »sprachliche Besonderheiten« hinzuzuziehen. Sie erlaubt es zumeist, Merkwürdigkeiten besser zu erklären. So z.B., wenn sich die Autorin auf den ersten Blick als ungeheuer aktiv konstruiert und darstellt, im Ganzen aber den Eindruck vermittelt, nichts machen zu können. Diese Wirkung wird u.a. durch die Verwendung von vielen unpersönlichen Subjekten erzielt, die die Regie im Text übernommen haben.

Ein Blick auf die Spalte »Gefühle« zeigt zumeist: »Die Autorin konstruiert sich als gefühllos«. Die Bearbeitung dieses Befunds ist auf der Ebene der Beobachtung zumeist sehr klar – es werden keine oder so wenig Gefühle genannt, die zudem noch auf der Schwelle zum Fühlen sind, wie etwa »sie hatte ein Gefühl«, dass die Schreibweise keinen anderen Schluss zulässt, als dass für diese Erzählerin Gefühle in ihrem Erleben keine Rolle spielen bzw. nicht erwähnenswert sind. – Zumeist aber stößt diese Beobachtung auf heftigen Protest sowohl bei der Schreiberin selbst wie bei den anderen in der Gruppe. Offenbar ist es für die Selbstdarstellung und -wahrnehmung, für das Selbstwertgefühl auch wichtig, Gefühle zu haben. Da die gemeinsame Beobachtung nicht einfach weginterpretiert werden kann, Unbehagen aber bleibt, ist es günstig, weiterführende Fragen über das Schicksal der Gefühle zu stellen, weitere Diskussion und Forschung darüber anzuregen. Man kann provokative und widersprüchliche Thesen aufstellen und zur allgemeinen Weiterarbeit empfehlen. Zum Beispiel: Offenbar sind Frauen, dieses angeblich so gefühlvolle Geschlecht, unfähig, Gefühle zu äußern. Oder: In dieser Gesellschaft geschieht etwas mit den Gefühlen von Frauen: sie verkümmern, werden unerlaubt, unnennbar. Was bedeutet es, wenn Aktivitäten, die wir doch von Gefühlen begleitet, gesteuert, blockiert, befördert wissen, ohne diese aufgeschrieben sind, und die Autorin das Geschriebene gleichwohl für ein sorgfältig niedergelegtes Erlebnis hält? Vielleicht lässt sich so ein weiteres Forschungsprojekt beginnen. Aus meiner bisherigen Erfahrung ist jedenfalls folgender Satz zutreffend: In den niedergeschriebenen Erlebnissen von Frauen kommen, selbst wenn es um Erfahrung antagonistischer Gefühle geht, diese selbst höchst peripher vor und müssen zudem, gemessen an der Skala der menschenmöglichen Leidenschaften, zumeist als oberflächlich bezeichnet werden. Dem Widerspruch, den man an dieser Stelle immer noch aus der Gruppe gewärtigen muss, lässt sich leicht begegnen mit einer kurzen Unterbrechung, in der alle aufzeichnen können, welche Gefühle und entsprechende sprachliche Nennung sie kennen, um diese große Menge dann als Maßstab für die Erkundungen in den Szenarien zu benutzen.

Die Überraschung über die sprachliche Konstruktion ist an dieser Stelle meist schon so groß, dass der Blick auf die Spalte Wünsche und Interessen wie eine bloße Bestätigung ist. Fast immer ist diese Spalte leer, als würden Frauen ohne Motivation leben und handeln. Wie bei der Frage der Gefühle regt auch diese Beobachtung zu weiterer Forschung an. Für die Konstruktion der Erzählperson ergibt sich der Satz: »sie konstruiert sich als interesselos«. Vielleicht lässt sich mit Blick auf die unpersönlichen Subjekte oder schon im Vorblick auf die Konstruktion der anderen feststellen, ob sie sich ausgeliefert an fremde Mächte, ohnmächtig, unmündig etc. konstruiert.

Die Konstruktion der anderen: Nach der schwierigen Aufgabe, der Konstruktion des Ich nachzugehen, ist die Konstruktion der anderen zumeist schnell herauszufinden. Zunächst: gibt es überhaupt andere? Es ist klar, dass die Weise, wie die anderen wahrgenommen und niedergeschrieben sind, ebenfalls Teil der Ich-Konstruktion ist und auch so herausgearbeitet gehört. Zum Beispiel: In einer langen Szene, die immerhin auf einer großen Demonstration in einer Großstadt spielte, kamen andere Personen überhaupt nicht oder bestenfalls als Kulisse vor. Die Autorin konstruiert sich also als einsam, als Einzelkämpferin, als allein. – Häufig kommen tatsächlich auch andere Personen vor: die Mutter, der Vater, ein Freund, eine Freundin. Bei dem Versuch, etwas über ihre Konstruktion herauszufinden, wird man so gut wie immer feststellen, dass die Autorinnen sich nicht die Mühe gemacht haben, einigermaßen lebendige Mitmenschen in das Erlebnis hineinzunehmen. Es gibt die eine oder andere Tätigkeit, zumeist keine Gefühle und ebenso wenig Wünsche und Interessen. Die anderen Personen haben häufig eine Art Dienstleistungsfunktion für die glaubhafte Darstellung der Erzählperson, aber kein eigenes Leben, sind niemand, mit dem oder der etwas gemeinsam unternommen, gelöst, gelebt werden würde.

Da abstrakt jede weiß, dass sie weder allein lebt, noch allein viel ausrichten kann, da zudem gerade in einer solchen Gruppe zur Erinnerungsarbeit ja ein kollektiver Versuch gemacht wird, ein Stück Frauenkultur zu betreiben, wird die Selbstwahrnehmung der Einzelnen, wie Robinson auf einer Insel zu leben und alles für sich allein angehen zu müssen, von allen als ein Skandal artikuliert, zu dessen Behebung eigene Anstrengungen nötig sind.

Dabei kann zugleich diskutierbar werden, dass die Rückführung allen Geschehens auf das Innere einer Person, die Ausblendung der anderen ebenso wie der sozialen Umstände, eine Selbstwahrnehmung ist, die in unserer Gesellschaft durch die herrschende Kultur unterstützt wird. Die Entwicklung eigener Kultur wird zur dringlichen Aufgabe, die jedenfalls etwas mit der eigenen Entwicklung und Befreiung zu tun hat.

Problemverschiebung

In diesem letzten Bearbeitungsschritt, der der schwierigste ist, insbesondere, wenn diese Arbeit zum ersten Mal getan wird, soll im Unterschied, ja im Gegensatz zu der eingangs konsensuell diskutierten Botschaft, welche die Autorin durch ihre Geschichte vermitteln wollte, die Bedeutung gesucht werden, die die Dekonstruktion der Geschichte ergab, also der latente Praxiszusammenhang. Es ist daher zu empfehlen, es sich zu verbieten, noch schnell auf die ersten Zeilen des Konsenses sich vergewissernd zu blicken und auch, nicht zurück in die Geschichte zu gehen, sondern aus den Konstruktionen von Ich und anderen, aus den Spalten über Leerstellen und Widersprüche eine neue Botschaft in einer These zu formulieren. Wiewohl sie der intendierten Bedeutung der Autorin nicht entspricht, ist sie dennoch von ihr niedergeschrieben, zeigt sich gewissermaßen als halbgeusster Bestand über den Zusammenhang, in dem sie lebt. Häufig wird man darauf kommen, dass die Geschichte uns mitteilt, dass man allein nichts machen kann, oder, komplizierter, wo man auf keinen Rat hört, man verloren ist oder ähnliche Sätze, die sich wie rundgeschliffene Kieselsteine an Weisheit anhören. Sie sind das Nichtgesagte, das doch gegen die persönliche Absicht, die etwa im Bündnis ist mit schnellen Erklärungen über die Gemeinheit einer bestimmten Person oder Ähnliches, gesagt werden wollte.

Man kann schließlich diese letzte Aussage mit der eingangs konsensuell herausgelesenen vergleichen und wird zumeist überrascht feststellen, wie arm und auch wie ideologisch die beabsichtigte Botschaft war, verglichen zu der nach der Dekonstruktion herausgearbeiteten neuen Bedeutung. Das heißt nicht, dass das eine die Wahrheit ist und das andere nicht. Beides sind Botschaften der Autorin. Allerdings zeigt der Umstand, dass die eine auf Kosten der anderen produziert wurde, wie eigenartig unser Umgang mit uns selbst ist und um welchen Preis an Klarheit und Erkenntnis wir gewöhnlich versuchen, Handlungsfähigkeit im Alltag zu erlangen.

Die zweite Fassung

Es ist günstig, wenn die Autorin einer Szene bei der Zerlegung anwesend ist, und, wenn möglich, bei der Dekonstruktion mitarbeitet. Allerdings sollte ein ausdrückliches Verbot ausgesprochen werden: die Erzählerin darf nicht, immer, wenn sie das Gefühl hat, dass die anderen auf Abwege geraten, dass ihr etwas nicht passt, dass sie etwas ganz anderes sagen wollte, dass sie sich nur falsch ausgedrückt hat usw., zu weiteren Erklärungen ausholen und die anderen belehren. Es ist nach allem Bisherigen sicher klar, dass sie nur versuchen wird, ihre intendierte Botschaft »sicherer« darzustellen und insofern den Zerlegungsvorgang blockiert. Zudem kann man in mündlicher Rede eine Menge Bedeutungen unüberprüfbar einschmuggeln, da niemand im Nachhinein den Finger auf einzelne Worte legen kann. Wenngleich solche belehrenden und auf ihrem Recht als »Wissende« bestehenden Frauen den Bearbeitungsprozess oft empfindlich behindern, so dass man manchmal Lust bekommt, sie ganz auszuschließen, sollte gleichwohl der wachsenden Unruhe der jeweiligen Autorin Rechnung getragen werden. Wenn man genügend Zeit hat, ist es von großem Vorteil, eine zweite Fassung der bearbeiteten Szene schriftlich einzuholen. Die Autorin kann alle die Stellen, bei denen sie das Gefühl hat, dass sie missverstanden wurden, dass sie sich nicht genau genug ausgedrückt hat, dass sie jetzt erinnert, dass es doch anders

gewesen sei, umschreiben. Zugleich wird man sie beauftragen, gefundene Leerstellen auszufüllen und sich zu den offenbaren Widersprüchen zu äußern. Für die anschließende Bearbeitung ist es günstig, die stehen gelassenen Teile in einer anderen Schrift zu notieren, um die Änderungen deutlich zu markieren. Die Autorin wird alsbald erkennen, dass mit einzelnen von ihr vorgenommenen Korrekturen die gesamte Szene nicht mehr stimmt und mehr und mehr umzuschreiben suchen. Die Gruppe wird mit Erstaunen bemerken, wie zuweilen das Gegenteil des zunächst Intendierten geschrieben ist. Kurz, die Einebnung der Widersprüche, die kunstvollen Leerstellen, alle diese Versuche, die Geschichte stimmig zu machen, erweisen sich mit einem Mal als brüchig. Die neue Geschichte gibt allen eine Lehre: der Autorin selbst wie den Bearbeiterinnen und legt neue Beweisstücke vor für den Einsatz von Strategien bei der Harmonisierung der Erinnerung. – Zumeist ist es die Gestalt des »Opfers« in den Szenen, die in neues Zwielflicht gerät. Einmal erhielten wir nach einer ersten Erinnerung an eine Familie, in der Mutter und Tochter einem schurkischen Vater ausgesetzt waren, eine zweite Fassung, in der Vater und Tochter sich einer larmoyanten, nichtsnutzigen, gleichgültigen Mutter konfrontiert sahen, die den Vater aus dem Haus trieb, eine schöne Vater-Tochter-Beziehung zerstörte und der Tochter alle Verantwortung auflud. Gerade solche Diskrepanzen zwischen der ersten und der zweiten Fassung lassen nicht vermuten, dass die Szene immer »wahrer« wird, sondern dass wir immer näher an die Konstruktionsweisen der Autorin herankommen, die z.B. in diesem Fall in einer absoluten Freund/Feind-Wahrnehmung bestanden, in der die Autorin selbst immer Opfer je unterschiedlicher Personen war. – Ein anderes Mal wurde eine Szene über einen üblen, lüsternen Turnlehrer umgeschrieben in eine, die vorführte, dass die schwärmerischen Wünsche einer ganzen Klasse die Einzelnen in scharfe Konkurrenz zueinander brachten, ein Arrangement, das zu Höchstleistungen anspornte, um die Gunst des Lehrers zu erhalten.

In jedem Fall stärkt das Schreiben und die Bearbeitung einer zweiten Fassung des Erlebten die Einsicht um die Konstruiertheit unserer Erinnerung und schafft zugleich eine Unsicherheit, ob es überhaupt so etwas wie eine »richtige« Erinnerung gibt, und zeigt auch, warum es sich lohnt, den Weg zurück mit mehr Sorgfalt zu betreiben.

Verunsicherung und Therapie

Immer wieder wird die Frage gestellt, ob Erinnerungsarbeit nicht leichtsinnig sei, weil sie die beteiligten Personen aufs Höchste verunsichere, oder umgekehrt, ob ihr Verfahren nicht dem psychoanalytischen so sehr ähnele, dass sie ebenfalls zu therapeutischen Zwecken eingesetzt werden könne. Um an dieser Stelle nicht umfangreiche Abhandlungen auf einem so schwierigen Grund wie es der der Persönlichkeiten in dieser Gesellschaft sind, geben zu müssen, beschränke ich mich auf einige wenige Sätze, die an anderer Stelle näher ausgeführt werden sollen:

- die Befürchtung, man könne über das Nachdenken und die Arbeit an sich selbst verunsichert werden, besteht zu Recht. Allerdings gibt es ohne Verunsicherung keine Entwicklung. Auch ist der Wunsch, ohne Verunsicherung leben zu können, verfehlt.
- es ist nicht die Absicht von Erinnerungsarbeit, eine Therapie für leidende Personen anzubieten. Dies ist nicht zynisch gemeint, sondern die Formulierung verdankt sich der Auffassung, dass eine Therapie ein Wissen von Experten auf Menschen anwendet, die sich selbst nicht zu helfen wissen. Wenn man allerdings die Zunahme an Erkenntnis über sich selbst, an Wissen über Vergesellschaftungsprozesse, an Kompetenz über Sprache und Bedeutung, an Theoriekritik als Grundlagen und Voraussetzungen wachsender Handlungsfähigkeit denkt, wird Erinnerungsarbeit solche Wirkung anzielen.

Zur Politik von Sprache

Um vielleicht entstandene Unsicherheit, ob sich ein so aufwendiges Verfahren für den Alltag und seine Erkenntnis überhaupt lohnt, produktiv zu machen, eignet sich eine nochmalige Diskussion über Sprache und ihre Verwendung. Gewannen wir bisher den Eindruck, dass wir uns strategisch

gewisser sprachlicher Mittel bedienen, um die gewünschte Bedeutung und Wirkung zu erzielen, wenden wir uns jetzt den sprachlichen Ausdrücken zu, in deren Gefangenschaft wir uns befinden.

U.a. ging Michel Foucault davon aus, dass Sprache ein Kampffeld ist, auf dem die herrschende Kultur ihre Hegemonie gewinnt. Indem wir sprechen bzw. unseren Gefühlen, Empfindungen, unserem Wollen sprachlichen Ausdruck verleihen, spricht uns herrschende Normalität. Es gibt keinen Ausweg. Wir folgen diesen Gedanken ein Stück und nehmen sogar an, dass solches »fremde« Sprechen oder die Abwesenheit einer »eigenen« Sprache für Frauen in patriarchaler Kultur verschärft gilt. Allerdings würde uns solche Auffassung, konsequent verfolgt, zur ewigen Dekonstruktion verurteilen, und es gäbe keinen Widerstands- oder Stützpunkt, von dem aus eigene Heimat zu gewinnen wäre. Für Erinnerungsarbeit spitzt sich diese Überlegung zu zur Frage, von wo, von welchem Standpunkt aus eigentlich Sinn und Bedeutung, die in einer Erzählung konstituiert werden, dekonstruiert werden, und welchen Stellenwert die übrigen scheinbar beiläufigen Bestandteile einer solchen Szene mit welchem Recht erhalten.

Wir können wohl mit einigem Einverständnis rechnen, wenn wir annehmen, dass jede Schreiberin einer Alltagsszene zunächst versuchen muss, um überhaupt verstanden zu werden, in herrschender Sprache, in angemessener Gefühlslage, in nachvollziehbarem Sinn, logisch und auf den ersten Blick widerspruchsfrei, als Geschichte abgeschlossen, mit Anfang, Höhepunkt und Ende zu schreiben. Geradezu exemplarisch kann gelten, dass hier versucht wird, sich in herrschender Sprache als Aneignerin herrschender kultureller Muster vorzuführen. Vermittelt wird eine Erfahrung, wie Einordnung erfahrbar gemacht werden kann. Die mitgeteilte Erfahrung ist also eine eines politischen Disziplinierungsprozesses, der selbsttätig vorgenommen wurde und dessen sich in der sprachlichen Mitteilung noch einmal vergewissert wird. Aber niemand als die so Leben ergreifenden Subjekte ist in der Lage, diesen Prozess auch als Zurichtung, nicht bloß als Erreichung eines sozialen Klassenziels zu erfahren, wenn schon nicht zu beschreiben. Wir nehmen also an, dass in den Erfahrungen zugleich Ablagerungen des Liegengelassenen, des Halbbewussten, des Aufbruchs und des Widerstands stecken. Sie sprechen sich in den Berichten als unpassende Worte, sinnwidrige Stücke, unbegründetes Schweigen, widersprechende Aussagen. Sie sind also auch Erfahrung, die mit der dominante Bedeutung gewonnen habenden Erfahrung im Streit liegt. Der paradoxe Messstand, an dem die einzelnen Erfahrungsstücke, diejenigen, die nur stückweis vorkommen und diejenigen, die wir aus Analysezielen zerstückelten, sich messen lassen müssen, ist die Handlungsfähigkeit der Einzelnen in der Welt. Es erscheint uns möglich, vorauszusetzen, dass jede Einzelne ein Bedürfnis hat, den Bedingungen, unter denen sie handelt, nicht ausgeliefert zu sein, Kompetenz, Autonomie und Mitbestimmung in allen relevanten Fragen zu erlangen. Diese Voraussetzung hat eine politische und herrschaftskritische Dimension wie ebenso eine methodische. Die einzelnen Frauen in der Forschungsgruppe können sich in ihren eigenen Texten beobachten, wie sie Kompromisse schlossen, wie sich ein- und unterordneten, um in gegebenen widersprüchlichen Strukturen Handlungsfähigkeit zumindest nicht zu verlieren. Lebensweisen, Haltungen, Konfliktverarbeitungsmuster werden entzifferbar als Lösungen, die einst zweckmäßig schienen, heute aber ein wenig wirken, als sei man nie älter als etwa 4 Jahre geworden zum Beispiel. Zugleich wird der Wunsch nach umfassender Handlungsfähigkeit, nach ausgreifenderen Lösungen, nach der Fähigkeit, für Widersprüche eine Lebenskultur zu entwickeln, statt ihnen gelähmt nicht gewachsen zu sein, der Stoff, aus dem befreitere Lebensmöglichkeiten zumindest erarbeitbar und so als Vision, als Möglichkeit, als selbst einst Gewolltes oder doch Erahntes aufzeichnenbar und vorführbar werden. Diese Suche ist eine kollektive, für welche die Sprache im Prozess gefunden wird, für die die Materialien in den erzählten Erfahrungen herumliegen als unerkanntes Wissen. Der Prozess bleibt unabgeschlossen.

Zurück zur Bearbeitung selbst: Zunächst sind wir ja der Auffassung, dass Sprache ein Werkzeug ist, das wir mehr oder weniger gut beherrschen, dessen virtuosere Handhabung wir lernen können, die wir üben müssen. Inzwischen wissen wir, dass dies nur sehr eingeschränkt richtig ist. Umgekehrt umgibt uns Sprache wie ein kulturelles Netz. Spricht durch uns, bevor wir sorgfältig denken und ausprobieren, was wir eigentlich sagen wollen. Sprache lenkt unsere sozialen Praxen, versichert unsere Gefühle oder nichtet sie, kurz: Sprachbenutzung ist selbst ein unheimliches

soziales Praxisfeld. Wir können dies zunächst beim Schreiben selbst bemerken. Vielfach wollen sich die Worte nicht einstellen, die wir suchen; diejenigen, die sich anbieten, sagen nicht genau das, was wir wollen, sitzen wie unpassende Kleider. Wir geraten ins Stocken. Schreiben wird zur Qual. Dann plötzlich geht es wie von allein. Die Worte legen sich uns in den Mund, die Sätze fließen dahin. Es entsteht etwas, was ich eine automatische Schreibweise nennen würde. Die Sätze plätschern und bewegen sich in den ausgetretenen Bahnen des kulturell nahe Gelegten. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn Gefühle ausgedrückt werden sollen.

Nehmen wir einen beliebigen Satz aus einem erfolgreichen Kriminalroman, der weitgehend aus solchen Wortzusammenstellungen besteht: »Bis zu diesem Abend war es ihr undenkbar gewesen, dass ein Mann wie er an einer unglücklichen Liebe leiden konnte.« Der Mann war zuvor ins Bild gerückt als »mit einem Profil« ausgestattet, »das starke innere Reserven verriet«. Ich würde solche Sätze zunächst probeweis als sprachliche Belästigung bezeichnen. Sie heften sich an uns und kleben wie Leim. Wir verstehen das Gemeinte mittels Einfühlung sofort. Unsere Gefühle werden in eine Sehnsucht gegängelt, einem Mann zu begegnen, der nicht leiden kann, nicht unglücklich lieben, nur um dann beides verneinen zu können. Stark und gebrochen zugleich braucht dieser Mann doch auch Halt und Stütze, die wir als Leserinnen unbedingt zu geben bereit sind usw. Der ausgebreitete Kitsch fängt uns wehrlos ein, wofern wir nicht auf der Hut sind. Man braucht solche Wortzumutungen nur einmal mit Realität zu vergleichen, um zu spüren, dass hier nichts stimmt. Die Worte treten der beschriebenen Person zu nahe, ohne Nähe zu haben. Welche Albernheit, sich eine Person vorstellen zu sollen, die nicht an unglücklicher Liebe leidet. Aber was sind Glück, Liebe, Leid für diese Person und für die andere oder die anderen, die mitgemeint sind. Wie verhalten sich diese Emotionen zu den Aktivitäten und Vorhaben, zur sozialen Wirklichkeit, zum Möglichen und zum Sinnvollen. Je mehr wir dem Satz nachspüren, desto leerer wird seine Botschaft. Das ursprüngliche Gefühl von unerhörter Nähe, schließlich war das Leid ein Geheimnis, dem wir auf die Spur kommen, zeigt uns nicht nur auf falscher Fährte, es verrät, dass die Gefühlsrichtung und die intime Suche eine Leimrute sind, sprachlich ausgelegt und zur Verfügung gestellt, um unsere Seele zu füttern. Die sprachlichen Muster dieser Art lauern überall. Sie bieten sich uns billig an und sie verhindern am Ende etwas, das ich mit Brecht die »Erziehung der Gefühle« nennen möchte. Sie tun dies durch Verdoppelung einer Rührseligkeit, die auf einer Art von passivem Sadismus beruht. Die Leserin möchte oder soll den Mann stark wollen, um sich unter seinen Schutz begeben zu können. Er soll aber auch schwach sein, um selbst ihren Schutz zu brauchen. Die demonstrierte Stärke umgibt die ersehnte Schwäche wie eine Festung, die zu durchbrechen ist. Nur dieses ist ihre Tat, die wohlütig im Angebot von glücklicher Liebe schon Erschöpfung findet. Ansonsten können die Aktivitäten ihm überlassen werden. Das Arrangement ist zudem trotz aller Geläufigkeit so unrealistisch, so unpraktisch im täglichen Leben, wie der Graf, der die verlorene Prinzessin heiratet aus Courths-Mahler. Brecht nannte solche sprachlichen Einrichtungen »Dienstmädchengeschmack«, eine Formulierung, die etwas unglücklich ist, weil sie zugleich die Klasse preiszugeben scheint, für die solcher Kitsch als erstrebter Gefühlshimmel ausgebreitet wird. Freilich lässt sich so die Billigkeit des sprachlichen Ausdrucks als Sonderangebot für diejenigen kritisieren, die sich in ihrer Lage Besseres nicht leisten zu können scheinen. Auf der anderen Seite engt uns die Zuordnung ein, diese Art sprachlichen Kitsches auf eine nicht zu große Gruppe eingeschränkt zu sehen, während wir beim Selber-Schreiben feststellen können, dass fast alle der Versuchung erliegen, die in der Luft liegenden Angebote an Wort-Ketten und damit zugemuteten Gefühlen aufzugreifen.

Dies kann eine der Lehren der Arbeit an Erinnerungen sein, Widerstand auszubilden gegen sprachliche Nahelegungen, die uns gefangen halten. Im oben zitierten Satz aus einem beliebigen Stück Trivilliteratur, der in sich im Grunde nichts Ungewöhnliches hat, ist die Leserin, so sie solchen Satz selbst produzieren und entsprechend denken und fühlen wollte, gezwungen, zunächst einmal darüber nachzudenken und sich in solche Denklage einzufühlen, ob ein Mann, der ihr Kollege und Vorgesetzter ist, leiden kann oder nicht. Das Gefühl legt sich sadistisch in die Zusammenarbeit bzw. scheint Inbegriff dieser Arbeit zu werden. Kann X leiden? Die Frage so gestellt, kann sich nur behaupten, wenn man es ausprobieren wollte. Der leidende X ist dem nicht leidenden vorzuziehen, Leid adelt ihn oder würde ihn adeln. Wie natürlich schleicht sich

leidenschaftliche Gefühlslage in die Wortzusammenfügung. Der Mensch leidet unter Liebe, wenn sie unglücklich ist. Die Konzentration ist wiederum genüsslich eingeengt. Das Leid in der Welt schrumpft zusammen in eine hypothetische Frage: leidet der Mann vor mir an unglücklicher Liebe oder nicht? Die Frage ist so unnatürlich wie die darin enthaltene Neugier verkommen. Offenbar will sich die andere Person dem beschriebenen Mann nähern, wofern er die Bedingung des Leidens erfüllt. Anders kann sich die Beschäftigung mit dieser Frage nicht rechtfertigen. Sie überhaupt zu verstehen setzt so etwas wie eine dauerhafte Schulung in Gefühlshülsen, in Leihgaben aus einer imaginären Welt voraus.

Tatsächlich lebt diese Beziehung in dem genannten Buch von solchen Unterstellungen, ohne dass auch nur daran gedacht ist, irgendetwas Realität werden zu lassen. Eine Schwüle bleibt in der Luft. Die Personen scheinen sich damit zu erfreuen, aneinander Sprachliches auszuprobieren, das ihnen wechselseitig eine verborgene Tragik zugesteht, welche dem Ganzen Größe zu geben scheint. Nichts Großes bleibt in den Taten selbst. Ja, es zeigt sich, dass diese Gefühlsduselei davon enthebt, über Menschen und ihre Taten wirklich schreiben zu müssen. Insofern lassen sich solche Entgleisungen, die auf der Sprachebene zu liegen scheinen, als Diskussionsvorlage nutzen, herauszufinden, welches Interesse wir an Menschen haben, was uns verbindet und trennt, wie wir sein wollen und wie dieses Projekt anders in Sprache zu bringen wäre etc. Die Sprachschulung ist eine, die zugleich mit der Sprache die Gefühle wie die möglichen Beziehungen zwischen Menschen als Selbstveränderung »erzieht«.

Schluss

Natürlich kann ich weder den Leitfaden noch das ganze Buch mit dem Wort *erzieht* aufhören, auch nicht, wenn es schuldbewusst in Anführungszeichen steht. Und doch ist Erinnerungsarbeit in erster Linie dieses: ein emanzipatorisches Lernprojekt. So gibt es keine Zusammenfassung im Sinne einer Sammlung der Ergebnisse etwa aus diesem Leitfaden. Wozu also Erinnerungsarbeit? Angefangen hatte es mit dem naiven Verlangen, auf diese Weise recht schnell und umfassend eine Sammlung von Sozialisierungserfahrungen von Frauen zu erstellen, die, womöglich weltweit, die vergessenen Frauen in den Sozialwissenschaften nachtragen könnte. Die Schwierigkeiten lagen nicht im Mangel an Leidenschaft oder auch nur an Menschen, die solches mit unternahmen wollten. Die Schwierigkeiten lagen ebenso wie jetzt die Ergebnisse in der Sache selbst. Immer deutlicher zeigte sich, dass es uns ging wie Gulliver bei der Reise zu den Zwergen: Wir waren an allen Haaren einzeln gefesselt und hineingewoben in den gesellschaftlichen Herrschaftszusammenhang, und die zunächst schlichte Aufgabe wurde ein Werk, die Loslösung aus so vielen Fesseln anzugehen. So wurde bald klar, unsere Aufgabe konnte nicht sein, einfach ein Wissen zu erarbeiten, um es sodann zu verbreiten. Erinnerungsarbeit stellte sich vielmehr als Prozess heraus, der selbst als Weg schon Ziel war.

Literatur

Haug, Frigga, 1983: Sexualisierung der Körper. Berlin/Hamburg

Haug, F., 1990a: Erinnerungsarbeit. Berlin/Hamburg

Haug, F., 1990b: In der Arbeit zu Hause sein? In: dies.: Erinnerungsarbeit. Berlin/Hamburg

Haug, F. u. Brigitte Hipfl (Hg.), 1995: Sündiger Genuss? Filmerfahrungen von Frauen. Hamburg

Kippax, Susan, 1996: Erinnerungsarbeit. In.: Haug, W. F. (Hg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 3. Hamburg

Miller, Max, 1986: Kollektives Lernen. Studien zur Grundlegung einer soziologischen Lerntheorie. Frankfurt/M